

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 240

Artikel: Die Wartende
Autor: Bucher, Claudio
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Le temps est ton navire, et non pas ta demeure.»
Alphonse de Lamartine (1790–1869)

«La terre est ton navire, et non pas ta demeure.»
Thérèse de Lisieux (1873–1897)

Die Wartende

→ [Abb. 10, S. 43] → [Abb. 11, S. 44]

→ [Abb. 12, S. 49]

Seit dem Tod ihres Partners, des
österreichischen Malers Herbert Boeckl,
lebt Marcile (89) allein in St.Gallen.
Letzten Herbst bereitete sie die Übergabe des
Nachlasses – Bilder, Skizzen, Briefe –
an die Sammlung des Wiener Belvedere vor.

Die Geschichte einer letzten grossen
Liebe, die Geschichte meiner Firmgotte.

von Claudio Bucher

UBS St.Gallen, drei Schliessfächer, 890 Franken Miete pro Jahr. Hier liegt der wertvollste Teil des Nachlasses. Vor dreissig Jahren aus Wien hergebracht, weil das Dach im Atelier leckte. «Das gehört alles nur dir und mir», sagte Maler Boeckl einst, «der Professor», wie Marie-Cécile Boog ihn nannte. Zehn Jahre lang war sie seine Partnerin. Nun soll alles wieder zurück nach Wien – «wo es hingehört».

Der Himmel ist bleigrau an diesem Donnerstagmorgen im November 2013. Letzte Nacht fiel zum zweiten Mal Schnee in diesem Winter. Der Gesandte des Belvedere, ein Herr Ruprecht, in schwarzem Hemd und Jeans, trägt Kisten vom Safe untertags zum Kombi, der dank einer ausserordentlichen Genehmigung auf dem Direktorenparkplatz der UBS stehen darf. Das St.Galler UBS-Gebäude am Oberen Graben, das seit kurzem zum Verkauf steht, ist einer der imposantesten Bauten der Stadt, 1891 gebaut, als Palast von Unionbank und Stickereibörse, dem Epizentrum des Schweizer Aussenhandels vor dem zweiten Weltkrieg. Heute werden hier Lederstiefel aus China verkauft, ein Grossteil der UBS-Kundenberater wurde durch viersprachige Bankomaten ersetzt. Die junge Empfangsdame wundert sich über die vielen Zeichnungsmappen, Rollen und Dokumente, die aus dem Safe an die Oberfläche kommen.

Marie-Cécile Boog, «Marcile», schaut zu auf dem einzigen Stuhl im Raum, die türkisen Krücken neben ihr auf dem Boden. Die Kisten, etikettiert mit «Dokumentation Herbert Boeckl 1894–1966», verliert sie nicht aus den Augen. Marcile lächelt und fragt in die Runde: «Hets no öppis?» Das Verladen dauert nicht länger als eine halbe Stunde. Noch ein Chäsüchli im National und weg ist er, Depotverwaltungsassistent Ruprecht mit dem Kennzeichen W-84640-Y, Destination Wien – und mit ihm auch die Briefe, Fotos und Skizzenbücher, die teilweise zwei Weltkriege überdauert haben.

Winter 2013, Hotel Einstein, St.Gallen

Marcile ist meine Firmgotte. Ich kenne sie, seit ich Kind bin, im Haus neben ihr bin ich gross geworden. In St.Gallen am Gallusplatz, direkt neben der Kathedrale. Dieselben Glocken, die mich tagtäglich nerven, die das Gespräch auf der Terrasse eine Häuserreihe weiter hinten unmöglich machen, hört sie jeden Morgen um 6.30 Uhr – gerne und andächtig. Das Angelusläuten soll uns an die Schmerzen Marias während dem Leidensweg Jesu erinnern. Mich erinnert der immerhin landesweit tontiefste Glockensound an meine kurze Ministrantenkarriere, die nur durch eine Revolution im Hause Bucher zum Ende gebracht werden konnte. Dass meine Firmgotte Marie-Cécile lieber Marcile genannt werden will, weiss ich seit dem letzten Winter. Seit meinem ersten Gespräch für die Idee dieses Textes, in der Cafeteria des Hotels Einstein, bei Vermicelles und Kaffee nach Bratwurst und Röstli.

Marciles Talent wurde früh erkannt, schon beim Modellieren von Tortendekorationen des Dorfbeckens in ihrem Heimatort St.Erhard im Kanton Luzern, später bei der Gestaltung einer Quasimodo-Büste, in der Nacht nach einem Kinobesuch in Genf. 1945, Kriegsende, Armistice, ist sie gerade mal zwanzig Jahre alt. *Der Glöckner von Notre Dame* fasziniert sie: Von den Einwohnern Paris gleichzeitig geliebt für sein Glockenspiel und gefürchtet wegen seiner Hässlichkeit. Peter, ihr damaliger Freund, ist begeistert von

ihrer Begabung, sie von ihm und seiner schier grenzenlosen Leidenschaft für die Kunst. «Der Mann meines Lebens», sagt sie. «Ein Künstler kann nicht heiraten», meint er und Marcile beschliesst, in England zu studieren. Exeter School of Art, zwei Jahre. Das darauffolgende Angebot des Royal College of Art in London muss sie ablehnen, ihr und ihrer Familie fehlt das Geld. Immer wieder reist sie zurück auf den Bauernhof, zur Mutter, wo sie aufwuchs, als jüngste von sechs Geschwistern und ohne Vater – ein Pferdeunfall, als sie ein Jahr alt war. Das Geld ist knapp, trotzdem wehrt die Mutter Heiratsanträge aus dem Dorf ab. Über Bekannte erfährt Marcile vom günstigen Studium an der Kunstakademie im besetzten Wien. Ihre Mutter unterstützt sie, meint nur: «Du chasch scho Bildhauerin werde, aber blutti Wyyber bringsch mer denn keini hei.»

Nach Kriegsende in Wien, Akademie der bildenden Künste

Kunststudenten schaufeln die Schützengräben rund um die Akademie zu. Einen Monat zuvor: der grösste Bombenangriff auf Wien, 750 Bomber, 1700 Bomben. Die Stadt und ihre Kunst liegen in Schutt und Asche. Ein Viertel der ohnehin knapp bemessenen Arbeitsräume in der Akademie sind zerstört. Damals übernimmt der 50-jährige Künstler Boeckl die Geschäfte des Rektors, die Akademie wird zur raren Begegnungsstätte von Gleichgesinnten, die Wiederaufnahme des Kunstbetriebs zum Symbol des Freiseins. Eine lange Stunde Null beginnt und damit das Ende des Endes der «entarteten Kunst».

Im Frühjahr 1946 wird Boeckl die Rektorenposition wieder entzogen – Entnazifizierung. Fünf Jahre zuvor, im Geburtsjahr seines neunten Kindes, ist er Parteimitglied der NSDAP geworden. «Wenn Sie das Parteibuch nicht unterschreiben, sind Sie morgen mit der ganzen Familie auf der Strasse.» Boeckl bleibt politisch passiv, verweigert den Führergross und wird später rehabilitiert. Seine Tätigkeit als Professor wird reduziert auf den «Abendakt», eine Pflichtvorlesung für alle Kunststudenten der Akademie. Boeckl leitet den Kurs im grossen Aktsaal ab 1939. Täglich, 17 bis 19 Uhr, bis 1964.

Die ersten Jahre in Wien wohnt Marcile in einer Waschküche, zehn Franken pro Monat. Das Hotel de France vis-à-vis ist Hauptquartier der stationierten Franzosen, auf dem Dach hört sie Enten und es scheint ihr fast ein wenig bäuerisch. St.Erhard ist 700 Kilometer entfernt. Im obligatorischen Abendakt in der Arena sitzt Marcile zuhinterst. Professor Boeckl ist respektiert: Staatspreis, Weltausstellung, Biennale, einer der bedeutendsten modernen Maler Österreichs. Er ist gefürchtet: gross, breit, laut. Marcile sieht kaum nach vorne zur liegenden Nackten. Schnurstracks kommt Boeckl auf sie zu, schaut auf ihr Blatt und schreit: «Nichts als Lügen! Lauter Lügen!» Er korrigiert ein paar Striche und geht weiter. Marcile wird den Abendakt nie wieder besuchen.

1956, Wien, Paris und St.Erhard

Geboren als unehelicher Bastard, mit dem Kopf eines Stieres und dem Körper eines Menschen: Für den Aschermittwoch der Künstler, den Begegnungstag von Künstlern und Geistlichen, gestaltet Marcile einen Minotauros, gefangen im Labyrinth. Klebearbeit fürs Atelierfest. Professor Boeckl und seine Frau sind erst vor kurzem von

einer Reise aus Griechenland zurückgekehrt. «Ich hoffte, er erkennt mich nicht, ich war richtig in Not.» Doch ihre Angst ist unbegründet: Boeckl ist begeistert vom Mino-tauros und von Marciles Fingerfertigkeit.

Müssen Sie denn nicht auch ins Aktzeichen kommen?

Doch, schon.

Ich hab Sie nicht gesehen!

Ja, ich bin schon mal da gewesen. Sie sind auf mich zugekommen und haben gesagt «Lügen, nichts als Lügen». Seitdem bin ich nicht mehr gekommen.

Mein Gott, ich erinnere mich! Testatbuch dabei? Gebns her!

Muss ich nicht mehr kommen?

Nein.

Boeckl hat ihr alle Testate der vergangenen vier Jahre unterschrieben. Später am Abend, nach dem Gedächtnisgottesdienst für die verstorbenen Künstler, tanzen sie zum ersten Mal miteinander.

Ich habe einen grossen Auftrag, Marcile, einen Wandteppich für die Stadthalle Wien, dreissig Quadratmeter. Arbeiten Sie für mich.

Herr Professor, ich bin Bildhauerin.

Ich weiss, aber Sie haben eine gute Hand dafür.

3'000 Schilling betrug Marciles erster Check, und sie merkt: «Ich bin ihm sehr sympathisch, fast ein wenig zuviel.» Ein paar Wochen später, im Sommer 1956, beendet sie ihr Studium an der Akademie, Magisterdiplom mit Spezialpreis. Ein Preis, der eigens für sie geschaffen wird, von ihrem Magistervater Wotruba und seinem langjährigen Freund Boeckl. Der fragt sie, ob sie ihn begleiten könne nach Paris, zur ersten Konferenz der «Association Internationale des Arts Plastiques» der UNESCO. Er vertrete Österreich und brauche eine Dolmetscherin, sein Französisch sei zu schwach. Marcile zögert, denn sie hat das Gefühl, er, der verheiratete Maler, habe mehr Interesse an ihr. «Du musst dir das vorstellen – ich als Katholikin.»

Sie entscheidet sich für Paris. Zwei Wochen in einem schönen Hotel bei Notre Dame. Sie erinnert sich an ein Glockenspiel, jeden Tag gegen Abend, Teil einer Aufführung in der Nähe, wahrscheinlich *Jeanne d'Arc*. Sie besuchen den Louvre und Boeckl meint, er könne mit ihr alles ganz anders erleben, tiefer. Sie will nur noch weg, nach Hause, fertig, Schluss. Er sei doch verheiratet und eine Konkubine, eine Maîtresse wolle sie nicht werden. Und: sie 31, er 62 – «Fertig, Schluss.» Doch gedanklich passen sie gut zueinander. Mit dem Bus fahren sie nach Caen zur Basilika der heiligen Thérèse de Lisieux, die beide verehren. «Ich wollte mich selbst vergessen, um anderen Freude zu machen. Von da an war ich glücklich», steht in de Lisieux' niedergeschriebener Lebensgeschichte – nach der Bibel das meistgelesene sprituelle Buch in französischer Sprache. 1925, in Marciles Geburtsjahr, wurde sie heilig gesprochen, 1997 zur letzten Kirchenlehrerin der katholischen Kirche erhoben. Boeckl mag Thérèse, weil sie so jung und liebesfähig sei. Das Bild der Basilika St. Thérèse, das er an diesem Tag malt, schenkt er Marcile. «Wir gehören zusammen.» Sie sagt: «Um Himmelswillen, nein!»

Nach den zwei gemeinsamen Wochen in Paris fährt Marcile zurück in die Schweiz, Boeckl geht nach Wien zur Hochzeit seines ältesten Sohns. Noch im selben Sommer besucht er Marcile in der Schweiz, zur Cézanne-Ausstellung in Zürich und auf ihrem Hof in St. Erhard. Seine Hand berührt ihre, als sie mit der Mutter am selben Tisch sitzen. Später, nach seiner Abreise, schickt er ihr Briefe, Telegramme, teilweise drei an einem Tag. Er hat finanzielle Sorgen, Ängste um seine Gesundheit plagen ihn und er hinterfragt sein Werk. Die Kuratoren und Kunsthändler interessieren sich vor allem für die Werke des jungen Boeckl. «Ich schreibe dir wie ein Wahnsinniger, klammere mich an jedes deiner Worte. Vielleicht wäre es besser gewesen, mit dem Brief noch bis Montag zu warten. Dein Packerl ist leider nicht gekommen, ich werde nochmals nachsehen, ich hoffe, dass sie es nur verlegt haben – wie alles im Leben verlegt ist. Man braucht es nur finden.» Marcile hadert. Die Mutter spürt, dass ihre Tochter unruhig ist. «Gell, du willst wieder nach Wien.» Doch Marcile will nicht verantworten, dass einer von einer so grossen Familie weggeht, sich scheiden lässt, obwohl er seit fünfzehn Jahren getrennt lebt von seiner Frau. «Stell dir vor – ich als Katholikin.»

Oktober 1956, Boeckls Atelier an der Wiener Argentinierstrasse

«Ich bin dann losgefahren und ich bin hinauf ins Atelier, 126 Stufen, und hab geläutet und dann kommt Professor Boeckl heraus, angezogen in weissen Unterhosen, die eigentlich wie ein Trainer ausschauen, er hat gerne vom Jockey-Geschäft gekauft, schöne saloppe. Wie heisst das Oberteil, wie ein Leiberl, aber immer mit Ärmel, er hat Kurzärmel gehasst. Er hat gesagt, die schauen abgeschnitten aus. Er wollte überhaupt nie Hemden mit Kurzärmel, weiss, alles in weiss. Langärmeliges Leiberl und mit Hausschuhen und Socken und dann hat er rechts und links einen Pinsel gehabt und im Mund die Virginia. Dann steht er in der Tür, lässt einen Schrei los, fürchterlichen Schrei und hat mir nachher gesagt, er hat geglaubt, ich sei gestorben und sei ihm jetzt erschienen. Und dann hat er gemerkt, dass ich lebe und dann hat er mich umarmt, mit Virginia im Mund, Pinseln in der Hand und so hat er mich umschlossen und dann war er sehr glücklich. Also, hat er gesagt, bist Du doch gekommen. Und dann durfte ich überhaupt nicht mehr weg. Er hat einen Zettel geschrieben: Bin heute unterwegs, hat ihn an die Ate-liertür mit einem Reissnagel befestigt und er wollte nur noch mit mir sein. Von da an bin ich geblieben.»

Nach der Weihnachtsfeier auf dem Hof sagt ihr die Mutter: «Ich glaube, der Professor braucht dich. Es ist jetzt gut, wenn du es richtig findest, dass du zu ihm gehst.» Die nächsten Jahre verbringt Marcile abwechslungsweise in der Schweiz und in Wien. Öffentlich tritt sie auf als Boeckls Assistentin, privat schläft sie bei ihm, im Atelier. Sie verehrt ihn, will da sein für die Kunst. Später wird er zu ihr sagen: «Das ist so schön, dass du Magd sein kannst.» Er will sie zeichnen, nackt. Sie wehrt sich, springt jedoch über ihren Schatten, liegt im kalten Atelier Modell und wird Gestalt in seinem Werk, «Apotheose an die Frau». Er gibt ihr einen Brief für ihre Mutter mit, in dem er um Marciles Hand anhält. Er wolle festhalten, dass er jederzeit hinter ihr stehe. Doch Marcile behält den Brief für sich. «Ich wollte nicht Frau Boeckl werden, das ist nicht mein Ziel gewesen. Ich wollte einfach helfen.»

Oktober 1964, Boeckls Ehrung in Wien

Musik spielt, Boeckl wird der Ehrenring der Stadt Wien übergeben. Seine gesamte Familie sitzt in der ersten Reihe, Marcile weiter hinten. Ein grosser Redner war er nie, doch an diesem Abend hat Marcile ein schlechtes Gefühl, denn er stockt nach jedem Satz. Das Publikum deutet die Pausen als Zeichen seiner Rührung. Nach der Verleihung geht Marcile in die Kirche statt zum Apéro, Boeckl mit der Familie zurück ins Atelier statt ans Essen. Nur mühsam kommt er die 126 Stufen hoch. Als Marcile später bei ihm ist, trägt er Malerkleider.

Das war eine schöne Feier. Deine Kinder haben alle so nett ausgesehen.

Ich hab n'Stuss zammgredt.

Geht es dir denn gut?

Mir geht es gut. Hauptsache, du bist bei mir.

Im Atelier an der Argentinierstrasse wird es nachts nie finster. Das beleuchtete Zifferblatt der St. Elisabethenkirche taucht das Zimmer in fahles Licht. Um 1.30 Uhr wacht Marcile auf, Boeckl liegt neben ihr mit offenen Augen. «Geht es dir gut?» Er versucht etwas zu sagen, doch bringt kein Wort über seine Lippen, nur unverständliches Murren. Sie steht auf, will Hilfe holen, doch er macht Zeichen, dass sie sich zu ihm legen solle.

Ich glaube, ich sterbe.

Jede Viertelstunde hört sie den Glockenschlag der St. Elisabethenkirche. Um 6.30 Uhr, Angelusläuten, geht sie zum Hausbesitzer. «Ich glaube, der Professor hatte einen Schlaganfall.» Der Hausmeister informiert Boeckls Sohn, einen Chefarzt. Später wendet sich dieser an Marcile: «Des hab i komm'n sehen, des wird noch Folgn haben.» Boeckl wird ins Spital gefahren, stumm, die rechte Körperseite gelähmt. In den ersten Wochen ist Marcile bei ihm, immer ab 7.30 Uhr, versucht ihm das Sprechen wieder beizubringen. Wenn er redet, dann «nur wunderbare Sätze, leider immer über Agonie».

Sie versucht, der Familie aus dem Weg zu gehen, doch die Situation spitzt sich zu. Boeckls älteste Tochter sagt: «Wir wollen nicht, dass unser Vater Schweizerdeutsch lernt.» Der Professor ballt die Faust, bringt kein Wort heraus. Der Ehefrau gelingt es schliesslich per Gerichtsbeschluss, dass Marcile nur noch vereinzelt Stunden mit Boeckl verbringen darf. Vergehen gegen die öffentliche Sittlichkeit, Strafgesetz von 1852, §525: Marie-Cécile Boog, die Ehestörerin. Mit allen Mitteln versucht Boeckls Gattin, Marcile fernzuhalten, gewinnt auch die Mehrzahl der Krankenschwestern für sich. «Lasst die Schweizerin nicht zu meinem Mann!» Als Boeckl nur noch weint und nach Marcile ruft, lässt sie eine Krankenschwester schliesslich zu ihm. Am Bett reisst er Marcile mit seiner linken, ungelähmten Hand zu sich, drückt sie an sich, hält sie lange fest. Es ist das letzte Mal, dass sie sich sehen. Am 20. Januar 1966 stirbt Boeckl. Die Stadt Wien würdigt ihn mit einem Ehrengrab auf dem Zentralfriedhof. Man kommt an seinem Grab vorbei, wenn man zu Mozarts Grabmal will.

Nach seinem Tod übernimmt Marcile den Mietvertrag seines Ateliers. Als Boeckls Ehefrau und ihr ältester Sohn mit dem Möbelwagen die Gemälde wegbringen,

schaut Marcile tatenlos zu. Obwohl ihr Boeckl alle Werke im Atelier an der Argentinierstrasse hinterlassen hat, damit sie auch «eine Existenz habe, wenn er mal nicht mehr ist». Die restlichen Gemälde, unvollendete Werke und Entwürfe wird sie später nach St.Gallen bringen, um sie so vor Wasserschäden zu schützen. Ein Testament hat der Maler laut Marcile auch geschrieben. Doch der Sekretär in seinem Atelier an der Kunstakademie, in dem es aufbewahrt sein sollte, wurde aufgebrochen.

November 2013, St.Gallen

Nach der Übergabe der Skizzen und Dokumente an das Belvedere liegen im Safe der UBS nur noch die persönlichen Briefe von Boeckl an Marcile. Auch sie sollen irgendwann nach Wien, aber jetzt noch nicht. Sie sieht sich als Wärterin eines Teils des Vermächtnisses, nennt sich «Dienerin der Kunst», mit leichtem Schalk. Vorsorglich liess sie die Briefe vor ein paar Jahren transkribieren, digitalisieren für die Nachwelt, für die Kunst, für Boeckls Unsterblichkeit. Das einzige Bild, das Marcile von Boeckl behält, hängt in ihrer Wohnung: ein Ölgemälde, für das sie vor 56 Jahren Modell gestanden hat.

Als er stirbt, ist sie erst 41. Ich frage sie, ob sie später nie daran gedacht hätte, zu heiraten. «Nach so einer Beziehung ist man nicht mehr in der Lage zu heiraten. Man ist ausgefüllt fürs Leben.» Im November 1956 hat er ihr ein geistliches Testament geschrieben: «Liebe Marcile, ich bitte dich für mich vor Gott zu gedenken, für mich zu gedenken.» Seither betet sie für ihn, seit 57 Jahren, tagein, tagaus. «Das ist meine Aufgabe. Das macht mich glücklich.» Sie sagt das mit einer Selbstverständlichkeit, die mich vor unseren Gesprächen noch beängstigt hätte. Weltfremd. Meiner Welt fremd. Mittlerweile glaube ich aber, Marcile ein wenig besser verstehen zu können, was sie meint, glaubt oder fühlt, wenn sie von «Dienen» spricht, von «Hingabe» oder davon, «diese eine Aufgabe im Leben zu haben».

Marcile nennt die Jahre mit Boeckl eine «himmliche Fügung». Sie wartet darauf, dass sie ihn wieder sieht. «Ich habe schon geträumt, dass wir uns wiedersehen. Ich bin gestorben und musste durch einen Rosenhaag durch und am Ende steht Thérèse und übergibt mich dem Professor. Und weisst du, was dann passiert? Wir fliegen davon, aus dem Wasser und über wunderschöne weite Hügel.» Sie lacht, während sie mir das erzählt. Kein lautes Lachen, ein Lachen, mit dem man einen Traum erzählt, der skurril ist, dessen Inhalt man aber doch nicht ganz abgeneigt ist. Dass sie und der Professor sich wiedersehen werden, davon ist Marcile überzeugt. «Für mich ist es offen, wie das dann sein wird. Ich will einfach noch viel in Ordnung bringen vorher.»

Seit Juni ist das dank Marie-Cécile Boog erhaltene Atelier von Herbert Boeckl an der Argentinierstrasse in Wien öffentlich zugänglich. Informationen und Führungen: belvedere.at.

Claudio Bucher, 1980, lebt in St.Gallen. Er ist Musiker und studiert Art Education an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK).